

Hans Dieter Zimmermann:

Erinnerung an Jiri Grusa.

Aus Anlass der Gedenkfeier in der Residenz des tschechischen Botschafters in Berlin am 14. März 2012.

(Vorsicht: keine Sonderzeichen!)

Im letzten Jahr verlor die tschechische Literatur vier große Schriftsteller. Arnost Lustig starb mit 84 Jahren im Februar, Jiri Grusa, dessen wir heute gedenken, mit nur 73 Jahren am 28. Oktober, am Nationalfeiertag. Kaum zwei Monate später am 18. Dezember starb sein Freund, der Schriftsteller und Präsident der Republik Vaclav Havel mit 75 Jahren. Josef Skvorecky schließlich am 3. Januar dieses Jahres mit 88 Jahren.

Am Leben dieser Autoren lässt sich das Schicksal des tschechischen Volkes in den letzten 80 Jahren ablesen. Arnost Lustig, Überlebender der Konzentrationslager, nach dem Krieg zunächst mit Sympathien für den Kommunismus, von dem er sich dann distanzierte, emigrierte nach dem Einmarsch der Warschauer Pakt- Staaten, die dem „Prager Frühling“ ein Ende bereiteten, 1969 nach USA. Vaclav Havel, Sprecher der Charta 77, erlitt vier Jahre Haft in kommunistischen Gefängnissen wegen seiner Liebe zur Wahrheit, er ist wohl auch an den späten Folgen der Haft gestorben. Josef Skvorecky emigrierte 1969 nach Kanada, wo er in Toronto mit „68 Publisher“ den wichtigsten Exil- Verlag der tschechischen Literatur begründete, der das Überleben des tschechischen Schrifttums über die Zeit der Unterdrückung hinweg garantierte. Jiri Grusa schließlich, Unterzeichner der Charta 77, was immer zu Schikanen und Verfolgungen führte, wurde nach Berufsverbot und Haft 1981 in den Westen abgeschoben. Grusa gehörte, lese ich, zu einer antiideologischen Generation, die das totalitäre Regime nicht geschaffen hatte, aber darin leben musste. Darin unterschied sich seine Generation von der vorangegangenen, in der einige, etwa Eduard Goldstücker, zuerst dem Kommunismus in den Sattel halfen, nach den schlimmen fünfziger Jahren ihn aber wieder herunterholen wollten.

Jiri Grusa kam am 10. November 1938 in Pardubice zur Welt. Er bekam also noch als Kind den Schrecken von Krieg und Nazi- Zeit mit, dann die kommunistische Machtergreifung 1948, deren Folgen sich etwa darin zeigten, dass an seiner katholischen Schule 1950 in einer Nacht die Priester auf einen Lastwagen geladen und ins Arbeitslager deportiert wurden wie alle Mönche und Nonnen in der Tschechoslowakei. Diese systematische Verfolgung des katholischen Klerus, die Auflösung aller Klöster, die Zerstörung vieler Kunstwerke, das wird selten genannt. Es gehört zu den verstörenden Erfahrungen des Katholiken Grusa. Aber auch „die sukzessive, aber konsequente Säuberung der Bibliotheken, Lehrpläne, Biographien“, wie er in seiner Dresdner Poetik- Vorlesung sagte. Man muss sich das vorstellen, dass wir all die Bücher, die unser Denken und Arbeiten bestimmen, nicht hätten kennen lernen dürfen.

1957 machte Grusa Abitur und danach studierte er an der philosophischen Fakultät der Karls Universität. In diese Zeit fallen die ersten Veröffentlichungen von Gedichten. Er gründete zusammen mit seinem Freund Jiri Pistora die Zeitschrift Tvar, Gesicht. „Es ging darum, das Gesicht zu zeigen. Unser Gesicht.“ Es war die erste nicht- kommunistische Zeitschrift im Lande. Das konnte nicht lange gut gehen, „Nach einem halben Jahr handelte ich mir eine gesamtstaatliche Polemik ein, eine Ermittlung wegen Spionageverdachts, eine Untersuchung des Schriftstellerverbands und eine Staatsanwaltsrüge im Knast. Im Herbst lag ich mit einem Magendurchbruch im Krankenhaus.“ Der Dichter war geboren: unter den Umständen, die der Kommunismus festlegte für einen frei denkenden Kopf: Diffamierung und Unterdrückung. Natürlich beteiligte sich Grusa an den Diskussionen und Manifestationen, die zum Prager

Frühling 1967 auf 68 führten. Nach der Okkupation im August 1968 folgten Berufsverbot und strafrechtliche Verfolgung.

Grusa gehörte zu den Begründern der edice petlice, der Edition hinter Schluss und Riegel, wie man übersetzen könnte, in Russland hieß das samisdat. Es war eine Edition, deren Werke mit Schreibmaschine und vielen Durchschlägen, die kaum noch lesbar waren, vervielfältigt wurden und von Ludvik Vaculik in seiner alten Aktentasche herumgetragen wurden zu den heimlichen Lesern. Vaculik und andere waren viel unterwegs, um die Bücher auszutauschen und neue tippen zu lassen, kostbare geistige Nahrung. Wir sehen daran, was wir heute manchmal vergessen, wie wichtig für die Menschen Bücher sind, überlebenswichtig. Ich denke an Peter Huchel, der in der DDR ebenfalls Berufsverbot hatte und Hausarrest. Wenn Freunde Bücher unterm Hemd hereinschmuggelten, war er glücklich über diese „Brosamen für die Eingeweide“, wie er das in einem Gedicht nannte.

In dieser edice petlice veröffentlichte Jiri Grusa seinen ersten Roman „Mimner“ auszugsweise und 1978 publizierte er bei Josef Skvorecky in Toronto seinen vielleicht wichtigsten Roman „Dotaznik“, im Jahr darauf deutsch erschienen unter dem Titel „Der 16. Fragebogen“, aber hier wenig beachtet. Dieser Roman brachte ihm in Prag wiederum staatsanwaltliche Ermittlungen wegen seines Angriffs auf den Sozialismus, wie es hieß. Und das war er auch, jedenfalls auf diesen Sozialismus, den die Moskauhörige Clique exekutierte. In der Tat ist der Roman eine große Erzählung von den Verhängnissen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht nur in Böhmen, wo er spielt, obwohl dieses geschichtsträchtige Land wieder das Herz Europas darstellt, weil es exemplarisch alles durchleiden musste, was dieses Europa im 20. Jahrhundert erfand. Der Roman wird erzählt aus der mit den wachsenden Jahren wechselnden Sicht des Erzählers, zugegeben in grotesker Verzerrung, aber der Leser sieht die grausame Wirklichkeit dahinter, die das Lachen zu ersticken droht. So sind wir dankbar für die gelegentlichen Übertreibungen, die uns das Lachen ermöglichen, ohne dass es uns befreien könnte. Es ist ein großes Werk, wiederhole ich noch einmal. Mein Freund Eckhard Thiele, Übersetzer aus dem Tschechischen, und ich wollten es in die Reihe der 33 Bände der Tschechischen Bibliothek aufnehmen. Nur einer der fünf Herausgeber war dagegen, also nicht Thiele und ich, nicht Peter Demetz, nicht Peter Kosta, sondern Jiri Grusa war dagegen. Er wollte nicht, dass in einer Reihe, die er mit herausgab, ein Werk von ihm erscheint. Wir gaben nach, beschämt und berührt von seiner Noblesse. Darin zeigte sich etwas von seinem noblen, freundlichen, menschenfreundlichen Charakter; all sein Widerstehen gegen den Kommunismus, auch sein eindringliches Beharren auf dessen menschenfeindlicher Brutalität gegen alle Vergesslichkeit, kam ja aus eben dieser Menschenfreundlichkeit.

Nach der Publikation des Romans „Dotaznik“ wurde er verhaftet und verhört, auf internationalen Druck hin freigelassen und 1981 in den Westen abgeschoben. Hier beginnt die zweite Phase seines Lebens, die zunächst nicht einfach war. Ein Dichter verliert seine Sprache, zumindest seine sprachliche Umgebung, den Grund, auf dem seine Poesie wächst, ein Thema, das Grusa schon früh, als hätte er es geahnt, in seinen Werken thematisierte. Es ist nicht nur sein Problem, sondern das auch der anderen tschechischen Schriftsteller, die emigrieren mussten. Ludger Udolph nennt in seinem klugen Nachwort zur Dresdner Poetik-Vorlesung von Jiri Grusa einige Namen: Egon Hostovsky, Milada Souckova, Jan Cep, Josef Jedlicka, Ferdinand Peroutka. In der Dresdner Poetik-Vorlesung von 1999 ist Jiri Grusa auf dieses Problem eingegangen.

„Der Schriftsteller im Exil verliert nicht nur die Sprache, sondern auch die erzielte Übereinstimmung innerhalb seiner Gemeinde. Es gibt also eine Vor- und eine Nachsprache. Die letztere zu haben ist wichtiger. Denn diese Übereinstimmung geht Sachverhalte an,

nämlich die von dem Autor benannten und von den Lesern akzeptierten Realitäten. Es geht um unseren Stil.“ Schon in seiner letzten tschechischen Prosa habe er sich verheddert. Er schrieb sie nur für sich und versteckte sie mit einer Blechkiste in der Sandgrube bei dem kleinen Bauernhaus der Familie in Nordböhmen. Er schrieb nicht nur für sich, er sprach auch nur mit sich. Seine Sprache wurde fremd und tautologisch. Der Wald beim kleinen Haus in Rovensko hieß Babylonwald, ich weiß nicht, ob es stimmt, jedenfalls schreibt er das. So gab dieser Wald das Thema vor für die zweite Hälfte seines Lebens: die babylonische Sprachverwirrung. Und „Babylonwald“ heißt denn auch sein erster deutscher Gedichtband, denn aus dem tschechischen Poeten wurde ein deutscher, ein deutschsprachiger Lyriker. Wir haben immer wieder unverdientes Glück: gerade aus dem tschechischen Sprachraum sind uns einige Poeten in den deutschen hineingewachsen: Libuse Monikova, Jan Faktor und eben Jiri Grusa sind zu nennen.

Doch der Übergang war nicht leicht, er war eine Art Tod und Auferstehung, kann man sagen. Die dritte Dresdner Vorlesung beginnt damit: ein Bluterguss im Gehirn, der Grusa blind machte, vier Jahre nach der Ausbürgerung kam er erblindet in die Bonner Universitätsklinik. Es mag ein Zeichen dafür sein, dass er, der alles so heiter aufzufassen schien, doch alles aufs tiefste erlitten und durchlitten hat. Ich habe in den Internet-Seiten die vielen Fotos von Jiri Grusa durchgesehen: auf allen, und es sind sicherlich mehr als 30, auf fast allen lacht er oder lächelt er. Und so habe ich ihn immer erlebt: als heiteren aufgeräumten Menschen, der nach all dem, was er durchlebt hatte, nicht verbittert war.

Ich erinnere mich an unsere erste Begegnung, zuvor hatten wir uns nur kurz gesehen bei Jan Kotik, dem tschechischen Maler, der hier in West-Berlin im Exil lebte. Es war eine Kafka-Konferenz im Literaturarchiv Marbach mit vielen Referenten. Grusa sprach über Milena Jesenska. Am Abend plauderte man beim Wein, Jiri Grusa sass allein an einem Tisch. Dissidenten waren in der alten Bundesrepublik nicht sehr beliebt: sie störten den Frieden, die friedliche Koexistenz zwischen Ost und West. Hinter dieser Friedensliebe (so wie heute hinter der Toleranz) verbarg sich meist nichts anderes als Gleichgültigkeit und Kaltherzigkeit; man wollte und will seine Ruhe haben. Ich setzte mich zu Grusa und er erzählte mir – es muss 1990 gewesen sein –, dass er im nächsten Jahr Botschafter werden müsse in Bonn. Er wollte eigentlich nicht. Sein Freund Vaclav Havel hätte ihn überredet. „Aber dann komme ich nicht zum Schreiben“, habe er ihm gesagt. Darauf Vaclav Havel ungehalten: „Meinst Du, ich komme jetzt zum Schreiben.“ Ich habe dann den anderen Teilnehmern der Konferenz reihum so nebenbei erzählt: „Herr Grusa ist ab Januar tschechoslowakischer Botschafter in Bonn.“ Und im Nu wurde er umringt von einer Schar höchst aufmerksamer Kollegen. So ist das.

Sarah Kirsch hat dies in ihrem Nachwort zum Gedichtband „Babylonwald“ festgehalten, auch sie eine aus dem Osten nach dem Westen entlassene Dissidentin: „Seine Erfahrung mit dem realen Sozialismus störten hier Illusionisten. Habe es mehrfach erlebt und angesehen. The Times Are Changing seit sein Freund Havel ihn zum Botschafter machte.“

Sarah Kirsch beschreibt dort auch treffend die Gedichte des Bändchens „Der Babylonwald“. Die Zeit in der Bonner Klinik brachte für Grusa einen Lernprozess. Er lernte wieder sehen, allmählich, und er lernte, da er noch nicht scharf sehen konnte, sich Piktogramme dick und groß aufzumalen, mit denen er sich Worte und Sätze merkte, als ob er die Erfindung der menschlichen Sprache aus der Zeichensprache noch einmal wiederholen müsste. Und so ist es ihm gelungen, nicht mehr wie bisher zu übersetzen – aus dem Tschechischen ins Deutsche, aus dem Deutschen ins Tschechische, sondern überzusetzen: er ist übergesetzt vom Ufer der tschechischen aufs Ufer der deutschen Sprache, ein Fährmann nun, als Dichter und als Diplomat, ein Übersetzer, der im Boot sich und uns hinübersetzt. Und auf beiden Ufern von

jeweils anderen Ufer etwas mitbringt. Sarah Kirsch: „Babylonwald gibt verschiedenen Sinn. Rückt uns die Heimat Grusas vor Augen, den Wald da bei Rovensko, bedeutet aber auch Sprachenverwirrung. Die Errettung des Dichters am Ufer der anderen Sprache ist in den Gedichten nun eingeschlossen wie ein besonderes kaum zu bewahrendes Schimmern. Die vorübergehende Sprachlosigkeit aus vielen gleichzeitigen Gründen klingt mit. Die Grammatik der ersten Sprache lebt in der zweiten noch fort. Dies gibt eigenartigen schmerzlichen herzklopfenden Reiz.“ Soweit Sarah Kirsch. In der Tat. Diesen eigenartigen herzklopfenden Reiz, den wir deutschen Leser bei den Gedichten des deutschen Lyrikers Jiri Grusa spüren, ist ein Echo seiner tschechischen Muttersprache. Und das bereichert unsere Sprache. Grusa: „Ein Gedicht – ein gutes – ist Benennung einer einmaligen Konfiguration. Das, was ich nun den Fragebogen nannte, behielt zumindest partiell diese Poetik – diese meine, wenn Sie so wollen, positivistische Haltung. Das Aussprechbare aussprechen, das Nicht- Aussprechbare eben nicht. Das hieß aber nicht nur schreiben, sondern auch Unterschreiben. Doch ich verleumdete nicht, ich missionierte nicht, verkaufte nicht, ich war bloß nicht namenlos.“

Und er lässt auch die Toten nicht namenlos. Drei teure Tote geben den Hintergrund der drei Dresdner Poetik- Vorlesungen: da ist die Jugendfreundin Janinka, die von einem Lastwagen überfahren wurde. Da ist der Freund Jiri Pistora, der nach der Okkupation durch die sowjetischen Panzer 1968 nicht mehr leben wollte: „Und auch der Pistora, Jiri wie ich, der, als die Russen kamen, nur litt, nicht weiterleben wollte, dann durchdrehte und Freiheit wählte – durch Gas.“ Sein Vater, ein Sozialdemokrat, war von den Nationalsozialisten erschossen worden. Die Erinnerung an diesen Jirka lässt ihn nicht los: „Jirka again“ heißt eines seiner Gedichte. Und das letzte Gedicht, das, mit dem die Dresdner Vorlesungen enden, ist seinem Sohn Martin gewidmet, der im Mai 1989 auf nicht geklärte Weise ums Leben kam, 23 Jahre alt.

Als wir uns das letzte Mal sahen, war auch dieses Treffen vom Tod überschattet. Es war eine freundschaftliche Konstellation: eine Konferenz in Prag im Herbst 2010 über H. G. Adler, den bedeutendsten deutschsprachigen Prager Autor der Generation nach der Franz Kafkas, also der letzten. Er überlebte die Lager wie Arnost Lustig und schrieb darüber drei Romane, die von großer Kraft sind, Meisterwerke, aber im Gegensatz zu Arnost Lustig, der in Tschechien ein bekannter Autor ist, ist H. G. Adler in Deutschland kaum bekannt. Es ist nicht zuletzt das Werk Jiri Grusas, dass Adler in Tschechien bekannter geworden ist als bisher in Deutschland. Denn er sorgte für Übersetzungen in seinem Brünner Verlag. Wir fuhren damals zusammen von Berlin im selben Zug nach Prag: Jiri Grusa, unser gemeinsamer Freund Jürgen Serke und Manfred Voigts. Wir saßen lange im Speisewagen, aßen und tranken und erzählten alte Geschichten, lustige Anekdoten, eine fröhliche Runde. Wir haben viel gelacht. Hinter Usti hielt der Zug dann drei Stunden lang, wir verstummten: ein Unfall, zwei Tote. Wir kamen im allerletzten Augenblick ins Prager Literaturhaus zum Beginn der Konferenz. Doch so ist er mir in Erinnerung geblieben: seine Heiterkeit, seine Offenheit, der Mangel an Egozentrik, sehr selten bei Künstlern, schließlich seine Kraft auf dem Podium, wo er über und für H. G. Adler sprach zusammen mit dessen Sohn und Jürgen Serke.

Ich bin einmal in seine Fußstapfen getreten. Ich wollte nicht. Sie waren zu groß für mich. Als Alt- Bundespräsident Richard von Weizsäcker und Alt- Bundeskanzler Helmut Schmidt die Reihe planten „Die Deutschen und ihre Nachbarn“, 12 Bände, in denen die deutschen Nachbarn von jeweils einem Autor vorgestellt werden, fragten sie zuerst Jiri Grusa, wen denn sonst: nach Zögern lehnte er ab, er habe keine Zeit. Die Frage kam an mich. Nein, das kann ich nicht, sagte ich, ließ mich aber vom alten Bundespräsidenten überreden. Es wäre unhöflich gewesen, ihm ein Nein zu sagen. Ich hätte es vielleicht doch machen sollen, sagte mir später einmal Jiri Grusa. Ich erwiderte: „Ihr Buch Gebrauchsanweisung für Tschechien ist

viel besser als Einführung in Land und Leute als meine historische Darstellung. Wenn mich jemand fragt, was soll ich als Einführung lesen, antworte ich immer: den Grusa.“ Und damit lassen Sie mich meine wenigen Worten zu diesem verehrten Manne enden, der uns so sehr fehlt: Den Grusa sollten wir lesen. Wir werden ihn nicht vergessen, den tschechischen Poeten und den deutschen Lyriker, den unerschütterlichen Liebhaber tschechischer und deutscher Literatur, den tüchtigen Diplomat, den freundlichen, den heiteren Menschen.

In seinem Gedicht „Padani“ (langames Fallen) heißt es: nebudu, tedy jsem. Er übersetzt es in der Poetik- Vorlesung ins Lateinische, bevor er es ins Deutsche übersetzt, also in diese uns früher gemeinsame Sprache Latein: non ero, ergo sum. Das ähnelt dem „Cogito ergo sum“, „Ich denke, also bin ich“ des Descartes. Seine rätselhafte Formel soll nicht an das Denken gemahnen, sondern an die Vergänglichkeit, die uns alle gleich macht. Die deutsche Übersetzung: „Ich werde nicht sein und so bin ich“ findet er nicht ganz zutreffend. Er schlägt vor: „Das Nicht-Sein-Werden ist mein Sein“. Also dass ich eines Tages nicht sein werde, das macht mein Sein aus? Vielleicht ist aber hier und jetzt die rätselhafte Formel für ihn und für uns die richtige: Ich werde nicht sein und ich bin. Nebudu tedy jsem.